

## Presseartikel zu Biagio Marin

### Inhalt

#### Zu «Im Memoria»

→ Andreas Puff-Trojan, Süddeutsche Zeitung, 8./9. April 2000

→ Cornelia Jentsch, Basler Zeitung, 12. Mai 2000 / DLR, 25. August 2000

---

### Andreas Puff-Trojan, Süddeutsche Zeitung, 8./9. April 2000

#### La vita va via

*Die Wiederentdeckung des Dichters Biagio Marin*

Es ist schon seltsam mit den Neu- und Wiederentdeckungen im Literaturbetrieb. 1991 erschien bei Rowohlt ein Lyrikband von Biagio Marin und fand nur wenig Freunde. Jetzt, fast ein Jahrzehnt später, hat der Verleger Urs Engeler nochmals den Versuch gewagt: *In Memoria / Der Wind der Ewigkeit wird stärker* heißt das Buch und bringt Gedichte Marins aus den Jahren 1973 bis 1983. Zusätzlich gibt es zwei Texte zu Biagio Marin. Sie stammen von Pier Paolo Pasolini und Andrea Zanzotto. Und plötzlich spricht man über Marins Dichtung.

Das ist schon seltsam, zumal da sich die Bedingungen für Lyrik, wie sie Marin schreibt, nicht gebessert haben. Dem Autor geht es ums Ganze, um Geburt und Tod, Ewigkeit und Wiederkehr, dies alles im Spiel mit dem Meer, der Sonne, dem Abendhimmel, der in die Nacht eintaucht. Pasolini nennt Marins Dichtung «ontologisch». Etwas Schlimmeres kann einem Autor heute gar nicht bescheinigt werden. Heillos veraltet könnte man Marins Verse nennen, aber genau in diesem Verdikt liegt die Spur zur Faszination.

Denn Marin ist ein Monolith in vielerlei Hinsicht. Er lebte lang und trug mit sich die Last des Jahrhunderts: 1891 in Grado geboren, erlebte er die Stadt als Teil der österreichischen Monarchie und als mondänen Kurort; in den Schulen sprach man Deutsch. Die zwei Kriege, die dann kamen, erschütterten Grenzen und das Bild von der Welt, jedoch nicht die Bestimmung Marins als Dichter: Grado ist es als äußerer wie innerer Ort, der gradesische Dialekt ist die erwählte Sprache im Gedicht. – Marin: «Ich sollte die Stimme meiner Insel, die Stimme Grados sein, und sonst nichts.» Als Marin 1985 starb, hinterließ er an die vierzig Gedichtbände, Prosa und Aufsätze. Das Monolithische an Biagio Marin ist sein Beharren auf elementaren Größen: Im Namen selbst verbürgt sich das Maritime (einer seiner Töchter gab er den Vornamen Marina); durch die sprachliche Enge des Gradesischen kommt es zu einer Reduktion des Vokabulars. Sein «Gesang», so Marin, sei «aus wenig gemacht». Es sind Worte wie «Insel», «Meer», «Luft» und «Sonne». – «Vier Noten / welche Not / und doch das große Gedicht / darin alles spricht.» Der Verlust sprachlicher Vielfalt ist «Not» (Not im Angesicht der Historie), aber genau dadurch entgeht Marins «Gesang» dem Vorwurf, verspätete natursymbolistische Dichtung zu sein. Das «große Gedicht» entsteht vielmehr, wenn elementare Worte aus der Natur mit den Grundbestimmungen menschlicher Existenz in eins gesetzt werden können. Das ist Marins poetisches Ziel, nicht jenseits aller Metaphorik, aber doch weit entfernt von allen elaborierten und dunklen Metaphern. Das Rätsel des Seins ist nicht enträtselbar, es steht da, eingeschrieben in die Natur, eingeschrieben ins Gedicht. Doch dies Rätsel kann eben «Gesang» sein. Von den Dichtern sagt Marin: «Ohne Gesicht / schufen wir den Herrn / wir erfanden Paradies und Infern / einen Gesang voll Licht.» Und im Gradesischen lauten die Zeilen: «Vemo creà / el gran Dio senza viso, / l'inferno e l'paradiso, / el canto più

infiorà.» Alles ist im auslautenden Vokal «o» eins und zugleich Gesang im Prozess des Schaffens und des Lichtens.

Wenn sich Pasolini und Zanzotto mit der Anwesenheit des Göttlichen in Marins Gedichten Mühe haben, so muss man auch sagen, dass diese Präsenz keineswegs ungebrochen ist. Denn, wenn etwa «Hafen» die «Ewigkeit» mitvermeint, was bedeuten dann folgende Zeilen: «überall / bist du ohne Hafen / fahr nicht / in die Tiefe fall»?! Marin möchte den Leser nicht verstoßen, nur auch er muss verstehen, was es heißt, «in der Welt der Gewalt» Lyrik zu schreiben. Es heißt: «ich habe ein Feuer, / das brennt, aber das weint». In Marins dichterischer Welt sind allein die Gegensätze von Dauer: Lebendiges Licht und die Nacht der Auslöschung, Gehen und Verwehen, Gott und Immer wieder die glatte Negation im «nichts». Und nur wer dieses Spannungsverhältnis, aushält, sich darin hält, kann sagen: «Die Sonne, das Leuchten, das Wasser, das Brot / lohnen die Kämpfe und Wunden.» Mit der Übertragung, die Peter Waterhouse maßgeblich gestaltet hat, wird klar, dass es sich bei Biagio Marin um einen Dichter ersten Ranges handelt. In der Gegensätzlichkeit allen Lebens suchen seine Worte «Lichtung».

Das ist auch ein Wort Heideggers, ein anderes ist «Gerede». Marin ist ein Dichter jenseits allen Geredes. Seine lyrische Rede hat Wert, gibt Sinn und man hofft, dass weitere Texte Marins übersetzt werden mögen. Denn mit Biagio Marin kann man lesend ein Stück des Weges gehen und sagen «la vita va via». Es sich sagen und wieder sagen, bis einem der Doppel- und Dreifachsinn der Worte in der eigenen Sprache zufällt: «das Lebendige lichtet.»

---

## Der Wind der Ewigkeit wird stärker

oder: Verse ohne Innenflächen, ganz dem Licht zugewandt

«Biagio Marins Dichtung hat keine Innenflächen: sie ist ganz dem Licht zugewandt», schrieb Pier Paolo Pasolini über einen der wichtigsten italienischen Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts. Zwischen beiden bestand eine lebenslange Freundschaft und unmittelbare Affinität zum Werk des anderen. Der gewaltsame Tod Pasolinis erschütterte Marin, ein Gedichtzyklus «Der Schrei des zerschmetterten Körpers – Litanei zum Gedenken» hatte er dem Filmregisseur und Autoren gewidmet.

Die besondere Färbung des Lichtes, von der Pasolini spricht, ist der Widerschein des Meeres, das die Laguneninsel Grado, zwischen den Mündungen der Flüsse Isonzo und Tagliamento im Friaul, umspült. Hier wurde Biagio Marin 1891 geboren, hier und in unmittelbarer Nähe, in Görz, lebte er überwiegend, hier starb er 1985. Verläßt man das Festland in Richtung Grado, geschieht eine Wandlung vor den Augen. «Plötzlich aber öffnet sich die blaue Tiefe des Himmels und du beginnst mit dem Herzen zu sprechen, du überläßt dich dem stillen Zauber der Landschaft», beschreibt sie Marin in seinem gleichnamigen Erzählband «Grado, die von Gott begnadete Insel». «Aus einem regelmäßigen Wellenspiel tauchte unsere Sandinsel in der Sonne auf. Die Sandkörner sind aber seit zweitausend Jahren mit dem Blut unserer Ahnen vermischt und nur die Knochen unserer Großväter halten sie zusammen.» Die Insel in der kargen Lagunenlandschaft, auf der sich um das Jahr 500 die Bewohner der nahegelegenen Stadt Aquileia auf der Flucht vor den Hunnen unter ärmlichen Bedingungen angesiedelt hatten, als Fischer und Handwerker, vor allem Bootsbauer, ist bis heute eine eigentümliche Sprachinsel geblieben. Im Gradesisch, einem altvenezianischer Dialekt, denn Grado gehörte bis zum Ende der Republik Venedig 1797 zur Serenissima, leben bis heute Rudimente mittelalterlicher Sprachen.

Einzig in diesem seltenen Dialekt schrieb Biagio Marin sein Werk, zahlreiche Gedichtbände und Prosa. «Ich wußte sehr wohl», sagte Marin, «was es bedeutete, innerhalb solcher Grenzen zu verbleiben [...], doch eine innere Notwendigkeit, meine Liebe, ließ mir keine andere Wahl. Ich sollte die Stimme meiner Insel, die Stimme Grados sein, und sonst nichts, auch um den Preis, nicht gelesen zu werden.» Marins Werk mußte man erst ins Italienische übersetzen, damit es von vielen entdeckt werden konnte. Noch immer gilt er, wie er es vorausgesehen hatte, als Geheimtip, fehlt er oft in der Nomenklatura bedeutender italienischer Autoren. Pasolini dichtete, zumindest in seinem ersten Band, ebenso in einer fast ausgestorbenen Sprache. «Poesie a Casarsa» schrieb er 1942 auf Friulanisch, einem nur noch mündlich gesprochenen Dialekt; hier war seine Mutter geboren worden, lagen seine Wurzeln. Pasolini gab der Einsamkeit und Kargheit des bäuerlichen Friaul seine alphabetische Signatur zurück.

Die Verse Biagio Marins sind einfach, klar, beinahe karg. Die Worte «Deine Augen erzählen / und Abendlicht ist erzeugt / und Frühling leuchtet / und Wolken stehen» sprechen genau genommen nicht, denn sie spiegeln nur eine Welt des beredten Schweigens, archaisch, die sich lautlos in einem ewigen Kreislauf dreht, weil sie eigentlich ohne Sprache auskommt, sich ohne Sprache antreibt. Der Grund für diese Zurückhaltung liegt deutlich sichtbar im blaugrün schimmernden Wasser der Lagune, denn «bin ich nach Welt begehrllich / und Summen und Zahlen, / verlier ich den Namen / des Meeres». Das Gefühl von Ewigkeit taucht im Zusammenhang mit Marins Dichtung unweigerlich auf, aber nicht als Aromagemisch mit Sehnsucht ins Unvergängliche, Dauer wird in ihr nicht als Fluchtersatz vor der Welt mißbraucht. Auch Romantik ist ohnehin nur ein Wort der Städte.

Die Rede der Menschen auf Grado ist naturgemäß langsam, «... ein Flüstern: / ein leises Segeln / vor tonloser Küste», sie wurde jahrhundertlang eingefärbt von der Landschaft und der Kultur, «ihr Mund ist eine Monstranz [...], zu Ende gebracht das letzte Wort / wie nach dem Sommer die Welt.» Niemand berechnet hier die Zeit und ihr Antipode Ewigkeit am Weggang und am Fortschritt,

sondern im steten, dauernden Maß des Lichts. Der Mandelbaum, der blüht, «der hat nicht damals begonnen / und ist nicht von heut: / er gehört einer nackten Zeit / täglicher Sonnen.»

Marins Verse leben wie die Wellen des Meeres von der monotonen Wiederkehr weniger, sich naher Worte, ähnlich einem Gesang, sie scheinen gleichförmig wie die Horizontlinie zu sprechen, an der sich das Meer vom Himmel trennt. Aber unter der Oberfläche liegt «Besessenheit», wie Pasolini schreibt, die Gedichte nehmen «Züge der Anapher und Litanei an. Das viele Wiederholen ist wahrhaft verrückt.»

Es wäre falsch, vom Mythos einer untergehenden Kultur zu sprechen, denn diese Kultur findet, wie gesagt, ihr Zeitmaß außerhalb jeglicher Chronologie: «Und nichts stirbt / die Welt geht nicht zugrunde: / ein einziger, wirklicher / Gang der Stunden». Sterben, Vergehen heißt hier nur «Verwandeln / wie Wasser fließt, Wind weht». In die Dialoge mittelalterlicher Totenreigen, die zwar ein Zwiegespräch mit dem personifizierten Tod gestatten, blieb dennoch deutliche Furcht vor dem leiblichen Ende gemischt. In Marins Gedichten wird der Tod fürsorglich empfangen, «genährt / hat dich mein Tisch, meine Speise. // Verspäte Dich nicht / in dieser Sterbezeit», er wird bedauert, «du hast kein Wort / das Gute zu erzählen», und schließlich selbst bei der Hand genommen und geführt, «meine Seele nimm / nimm als Geschenk, / unser Herz schwimmt / in die Dämmerung». Marin besitzt, wie er selbst schreibt, den Tod gleichermaßen wie das Helle, eine Verwandlung zu nichts ist ihm unvorstellbar. Seine Verse stehen «im verbleibenden Licht des Archaischen, welches Tau absondert», das zumindest sagte der italienische Dichter Andrea Zanzotto über ihn, wenige Verse «würden genügen, um die Insel, auf der sie blühen, notwendig zu machen.» Mehr als zu würdigen ist es darum, daß der österreichische Dichter Peter Waterhouse gemeinsam mit Maria Fehringer und Riccardo Caldura einzelne Gedichtzyklen Marins erstmals ins Deutsche übertrugen. Bereits 1991, als posthumes Geschenk zu Marins einhundertstem Geburtstag, erschien im Rowohlt Verlag ein inzwischen vergriffener Band mit Auswahlgedichten. Er wurde Ende vergangenen Jahres im Verlag Urs Engeler Editor unter dem leicht abgewandeltem Titel «In Memoria – Der Wind der Ewigkeit wird stärker» (In memoria – El vento de l'eterno se fa teso) neu aufgelegt. Erweitert um einen Zyklus und einem Nachwort Marins enthält er auch bislang hier unveröffentlichte Aufsätze von Pasolini und Zanzotto. Dieser Band umfaßt, gemessen am Gesamtwerk Biagio Marins, nur Bruchteile alles Geschriebenen, es bleibt also noch genügend Übersetzer- und Verlegerverdienst. «Mehrere tausend Gedichte hat er veröffentlicht, man könnte meinen: für jeden Bewohner der Insel eines, bis zu seinem Tod, vierundneunzigjährig», schrieb Waterhouse in einem Nachwort. «Zwar gebraucht Marin auch Worte von draußen, aus dem großen Italien, aus den Verhältnissen der Kommunikation, aber dann sind es übersetzte, aus dem großen Italienisch in ein kleines Italienisch übertragene, zurückisolierte, in die Nähe übersetzte und in die Würde, denn die Würde ist winzig; auch sehr leicht, das Leichteste, Licht.»

---